

Citation style

Krieger, Wolfgang: Rezension über: Łukasz Kamiński / Krzysztof Persak / Jens Gieseke (eds.), Handbuch der kommunistischen Geheimdienste in Osteuropa 1944-1991, Göttingen: V & R Unipress, 2009, in: Francia-Recensio, 2010-4, 19./20. Jahrhundert - Histoire contemporaine, heruntergeladen über Website



copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

Łukasz Kamiński, Krzysztof Persak, Jens Giesecke (Hg.), Handbuch der kommunistischen Geheimdienste in Osteuropa 1944–1991, Göttingen (V & R unipress) 2009, 583 S., 26 Abb. (Analysen und Dokumente, 33), ISBN 978-3-525-35100-0, EUR 39,90.

rezensiert von/compte rendu rédigé par
Wolfgang Krieger, Marburg

Man versteht die Geheimdienste des kommunistischen Ostblocks nicht, ohne ihre sowjetrussischen Wurzeln zu kennen. Deshalb haben die Herausgeber dieses zunächst 2005 in englischer Sprache erschienenen, vom Warschauer Institut für nationales Gedenken verantworteten Handbuchs, zwei Aufsätze über die sowjetischen Geheim- und Sicherheitsdienste an den Anfang gestellt. Nicolas Werth fasst deren Entwicklung von 1917 bis 1945 zusammen, Andreas Hilger umreißt mit erheblich mehr Detail den weiteren Aus- und Umbau bis 1991. Während Werth stark auf die Kontinuität der verbrecherischen Sowjetpolitik von Lenin zu Stalin abhebt, befasst sich Hilger vor allem mit der organisatorischen Entwicklung sowie mit der Instrumentalisierung der Geheimdienste für die sich wandelnde sowjetische Politik, wobei die Betonung auf dem KGB (samt Vorläufern) liegt.

Hilgers Leistung besteht nicht zuletzt darin, dass er die weitverzweigten Forschungen zur sowjetischen Geheimdienstgeschichte erstmals in deutscher Sprache zusammenführt. Da man sich in Deutschland bisher kaum mit der sowjetischen Geheimdienstgeschichte befasst hat – man beachte das reichlich dünne Kapitel im »Handbuch der Geschichte Russlands«¹ – ist zu hoffen, dass von diesem Aufsatz viele Impulse ausgehen mögen. Denn das blutige Erbe von Felix Dserschinski, des legendären Tscheka -Gründers, zieht sich durch die Geschichte des MfS und damit der gesamten DDR. Voller Stolz bezeichnen sich noch heute die MfS-Veteranen als »Tschekisten«.

Zu Beginn der DDR war das Ministerium für Staatssicherheit (MfS oder »Stasi«) wenig mehr als ein sowjetisches Repressionsinstrument mit deutschem Personal. Jens Giesecke schreibt in seinem glänzenden Betrag dazu: »Seit seiner Gründung 1950 bestimmten MGB [später KGB]-Offiziere über den Kurs des MfS. Jede Diensteinheit hatte einen eigenen sowjetischen »Instrukteur« (S. 200). Doch in den Aufbaujahren bis 1957 sorgte allein schon die Personalstärke von beinahe 16 900 Mitarbeitern (Stand von 1957) für eine flächendeckende Kapazität zur Überwachung der DDR-Bevölkerung, die nachfolgend auf etwa 40 000 (Stand von 1969) aufgestockt und dann ausgerechnet in den Jahren der Entspannungspolitik noch einmal auf über 91 000 (Stand von 1989) mehr als verdoppelt wurde.

Um die strukturellen Ähnlichkeiten der osteuropäischen Geheim- und Sicherheitsdienste deutlich sichtbar zu machen, haben die Herausgeber den Autoren der Länderkapitel ein Raster von Schwerpunkten vorgegeben. Dazu gehörten vor allem die Organisationsgeschichte, die Zusammensetzung des Personals nach Herkunft und Aufgaben sowie die Arbeitsmethoden und

¹ Stefan Plaggenborg, Manfred Hellmann, Klaus Zernack, Gottfried Schramm (Hg.), Handbuch der Geschichte Russlands. 1945–1991. Vom Ende des Zweiten Weltkriegs bis zum Zusammenbruch der Sowjetunion, Stuttgart 2002.

Aufgabenbereiche der jeweiligen Geheim- und Sicherheitsdienste.

Beim Personal fällt überall der anfängliche Mangel an sorgfältig ausgebildeten Leuten auf, der dazu führte, dass sehr junge Leute, zunächst fast nur Männer, angestellt wurden, die ihrerseits stark durch die Brutalitäten und die weitgehend rechtlosen Zustände der Kriegszeit geprägt waren. Zudem hatten die meisten eine mehr als dürftige Schulbildung. Es wundert nicht, dass solche Leute nicht nach dem Geschmack der sowjetischen Kontrolleure waren, die selbst bereits auf eine personelle Konsolidierung seit den späten 1930er Jahren zurückblickten. Zur Verbesserung der Lage schloss beispielsweise Bulgarien 1959 ein Abkommen, nach dem jedes Jahr 100 bis 300 Geheimdienstler in sowjetischen Schulen ausgebildet werden sollten – bei einem Personalstand von ungefähr 7000 (Stand von 1956) (S. 162) 1958–1962 wurden die sowjetischen Kontrolleure schrittweise zu »Beratern« – ein Vorgang, der sich in anderen Satellitenstaaten ähnlich abspielte. Nur in Rumänien kam es zu einer teilweisen Separation von den sowjetischen Kontrolleuren, die kurz nach dem Sturz Chruschtschows im Oktober 1964 vollzogen wurde. Offiziell zogen die Sowjets alle ihre Geheimdienstleute ab, doch befürchtete die rumänische Führung unter Ceausescu immer wieder geheime Verbindungen nach Moskau, weshalb sie die Botschaften der Ostblockstaaten abhören und immer wieder verdächtiges Personal entfernen ließ. Gleichzeitig allerdings kooperierte Rumänien auf der Ebene des Warschauer Paktes mit den brüderlich-sozialistischen Geheimdiensten.

In Polen stieg der Anteil von Hochschulabsolventen von 7,6% (1957) auf 14,5% (1969) und weiter auf 40% (1982) (S. 293). Diese rapide Zunahme an Bildungsniveau war typisch für die Staatssicherheitsdienste im gesamten Ost-Block, wobei zugleich und überall die Gesamtzahlen der Hauptamtlichen dramatisch anstiegen, wenn auch nicht so stark wie in der DDR. So waren es in Polen »nur« etwa 10 000 (Stand von 1957) und 25 634 (1985) (S. 292).

In den Jahren 1954–1956 kam es in Polen zu einer massiven Personalumschichtung, bei der nahezu alle jüdischen Mitarbeiter aus dem Dienst entfernt wurden (S. 290–291). Erheblich höher war zunächst in Ungarn der jüdische Anteil in der »politischen Polizei«, der jedoch bereits nach 1950 rasch reduziert wurde (S. 504). Wie bereits in den sowjetischen Säuberungen der 1930er Jahre, wurden die zunächst zahlreich vertretenen ethnischen Minderheiten aus dem kommunistischen Sicherheits- und Geheimdiensten sukzessiv ausgeschlossen. Auch das war ein Aspekt der zunehmenden Professionalisierung.

Die Operationsmethoden waren unter den Ostblockdiensten so ähnlich, dass man Abweichungen mit der sprichwörtlichen Lupe suchen muss. Diese Methoden reichten von den klassischen Post- und Telefonkontrolle zum massiven Einsatz von »inoffiziellen Mitarbeitern« (also Privatspitzeln in den Sozial- und Arbeitsmilieus bis hinein in die Familien) und der Instrumentalisierung der »sozialistischen« Justiz für die Absicherung der kommunistischen Machtmonopole. Diese Repression funktionierte – bekanntlich unter Inkaufnahme großer Opferzahlen – mehr oder weniger gut, wenn auch mit erheblichen Ausnahmen und Fehlleistungen, wie die Aufstände von 1953, 1956, 1968, 1980–1981 und schließlich 1989 demonstrierten. Um eine Gesamtbilanz zu ziehen, müsste man auch die Spionageerfolge des Westens sowie die sehr zahlreichen Überläufer aus dem Ostblock nennen, was

in diesem Band leider nur in kleiner Auswahl und verstreut geschieht.

Erhebliche Unterschiede gab es bei den Einsatzgebieten, wo beispielsweise für Bulgarien die Operationsgebiete Griechenland, Türkei und vor allem das »unabhängige« kommunistische Jugoslawien besonders wichtig waren. In Polen stellte die katholische Kirche einen Sonderfall von »antisozialistischer« Betätigung dar. Die DDR war durch ihre räumliche und kulturelle Nähe zu Westdeutschland, den Sonderfalls der Viersektorenstadt Berlin sowie die riesige sowjetische Truppenpräsenz geprägt, die ihrerseits besondere Ziele der westlichen Geheimdienste waren.

Der Forschungsstand zu diesem Thema ist in Deutschland naturgemäß am besten, weil es den staatlichen Auftraggeber, die SED samt ihrer DDR, seit 1990 nicht mehr gibt und weil die Bürgerrechtler in der Phase des Zusammenbruchs und der deutschen Vereinigung eine offensive Politik der Akteneinsicht durchsetzten. Was jedoch für die tschechische und slowakische Vergangenheitsbewältigung konstatiert wird, nämlich ein massives Desinteresse der Universitätshistorie, gilt auch in Deutschland und vermutlich in den meisten osteuropäischen Staaten, (S. 462) obgleich sich der Archivzugang überall stark verbessert hat ausgenommen allerdings in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion.

Mit diesem Handbuch liegt für die weitere Forschung eine verlässliche Informationsbasis vor, von der insbesondere vergleichende Arbeiten profitieren dürften. Aber auch ein breites Publikum wird diese flüssig geschriebenen, sehr materialreichen Beiträge sowie die vielen biographischen und organisatorischen Anhänge mit Gewinn studieren.